

Julie Orringer



Ein

guter

Charakter

a

aufbau

Roman

Julie Orringer
Ein guter Charakter

Julie Orringer

Ein guter Charakter

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Gesine Schröder*

 aufbau

Die Originalausgabe unter dem Titel
Luna, Phoenix, Queen
erschien 2026 bei Alfred A. Knopf, einem Imprint
von Penguin Random House LLC, New York.

ISBN 978-3-351-04281-3

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

1. Auflage 2026
Deutsche Erstausgabe
© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2026
www.aufbau-verlage.de
10969 Berlin, Prinzenstraße 85
© 2026 by Julie Orringer

Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG
vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.
Bei Fragen zur Sicherheit unserer Produkte wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@aufbau-verlage.de.

Einbandgestaltung Designbüro Lübbecke Naumann Thoben, Köln
Satz Greiner & Reichel, Köln
Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

Für Ryan

Sprich

Die Idee kam ihm, als er eines Sonntags auf dem Markt einen Mann seines Alters bemerkte – Ende fünfzig, gestuftes graues Haar, im Bob-Dylan-T-Shirt –, der einen schlaksigen, blauäugigen Husky spazieren führte. Ohne Eile schlenderten sie durch die Reihen, inspizierten Kürbis und Kohl, und vor einem mehrstöckigen Stand voller Pies blieben sie schließlich stehen. Der Mann wandte sich seinem Hund zu und vollführte eine waagerechte Geste, als böte er dem Tier einen Platz zum Liegen an. Der Hund sank bäuchlings ins Gras und legte die Pfoten nebeneinander, und der Mann griff in ein schwarzes Nylonsäckchen an seinem Gürtel und gab ihm ein Leckerli. Dann betrachtete der Mann in Ruhe die Auslage, als ginge es um eine schwerwiegende Entscheidung, und suchte sich einen Pie aus. Die junge Mennonitin, die sein Geld annahm, stellte mit Blick auf den Hund eine schüchterne Frage; der Mann lächelte und nickte. Mit dem Pie in der Hand straffte er die Leine, und der Hund stand auf, die Augen auf sein Herrchen geheftet. Der Mann sagte etwas zu ihm, und sie verschwanden durch die Reihen, der silberhaarige Mann und sein langbeiniger Hund, dem man zutrauen konnte, vor einem Marktstand still liegen zu bleiben.

Zu Hause setzte sich Pennington mit seinem Laptop an den Küchentisch und schaute nach dem örtlichen Tierheim. Er hatte einen Garten, und jetzt hatte er Zeit; vielleicht ließe sich Evie, seine Rechercheassistentin, die ihm halbtags zur Hand ging, dazu überreden, einen Hund Gassi zu führen. Vielleicht könnte sie einspringen, wenn er wegen einer Konferenz oder einer Lesung verreisen musste. Er dachte nicht zum ersten Mal über einen Hund nach; seit Jahren wünschte er sich einen, aber Dava, die Hunde angeblich liebte, war immer dagegen gewesen. Als die Jungs klein waren, hatte sie die Mühe gescheut. Jetzt waren sie aus dem Haus, doch Dava konnte sich um keinen Hund mehr kümmern, und auch sonst um nichts. Wenn er es ihr nicht erzählte, es nicht wieder und wieder sagte, würde sie nicht einmal wissen, dass er einen hätte. Er scrollte durch Fotos von Pitbulls, Labradormischlingen und wer weiß was und versuchte, sich den einen oder anderen vorzustellen, wie er an einem Frühjahrmorgen am Rand der Terrasse mit aufmerksam gespitzten Ohren eine Bewegung im Wald verfolgte.

Träge fragte er sich, ob ein Hund ihn zu früh wecken würde, ob er es dem Hund übel nähme, wie oft er vor die Tür musste, ob er es verabscheuen würde, den Regen im Nacken zu spüren, wenn er wartete, während der Hund sich neben einen Parkweg hockte. Aber ein Hund wäre da. Mit einem Hund könnte er reden. Ein Hund konnte zuhören, konnte zeigen, dass er einem zuhörte, selbst wenn er nichts verstand. Ein Hund konnte der Grund sein, morgens aufzustehen. Konnte einem das Gefühl geben, das Leben sei nicht vollends wertlos, und dass man nicht jede

Chance auf Zuneigung auf Erden verloren hatte. Nach einer Weile klappte er den Laptop zu und ging Kaffee kochen, und als Evie eintraf, stand sein Entschluss, das Tierheim zu besuchen. Er überlegte, es ihr zu sagen, während er zusah, wie sie die Kanne vom Sockel hob und sich die immer gleiche Menge Kaffee eingoss und wie sie dann ein genaues Maß Sahne dazugab. Sie war ein Gewohnheitstier; das war eine der Eigenheiten, die er an ihr schätzte. Wie immer plauderte sie leise über das Wetter und die anstehende Arbeit und verteilte dabei Unterlagen auf dem Küchentisch. Er bekam nie genug davon, wie sie ihr Haar umfasste – diese Woche hatte es hellblaue Spitzen –, es im Nacken zu einem Knoten drehte und mit einem Bleistift zusammensteckte. Sie war vierundzwanzig, wirkte aber ungewöhnlich ernst, wie um Jahrzehnte älter; und das trotz dieser Tattoos, ihrer secondhand zusammengeklauten Kleidung und trotz der Gewohnheit, bei der Arbeit mit ihren Armreifen herumzuspielen.

»Evie«, sagte er. »Was halten Sie von Hunden?«

Sie legte mit zusammengekniffenen Augen den Kopf schief, als wäre das eine Fangfrage. »Der von Levin in *Anna Karenina* gefällt mir«, sagte sie. »Und der von Stephen Kuusisto in *Der Planet der Blinden*.«

»Als Tiere, meine ich. Als Haustier.«

»Sie wollen sich doch keinen holen, oder?«

»Warum, sind Sie allergisch?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Aber Sie haben etwas dagegen?«

Sie ließ ihre Armreife kreisen, ein gedämpftes metallisches Klimpern. »Hunde können sehr alt werden«, sagte sie.

»Die Hündin, die ich als Kind hatte, lebt bis heute bei meinen Eltern. Sie ist jetzt blind und inkontinent. Meine Mutter muss sie mit der Hand füttern.«

Pennington schwieg. Evie hatte die letzten Monate und Wochen mitbekommen, die er noch mit Dava im Haus verbrachte, hatte mitbekommen, wie er hin und wieder die Geduld verlor. Es war nicht falsch, dass sie ihn darauf hinwies.

»Sie würden mir sicher das eine oder andere beibringen können«, sagte er in einem lockeren Ton. »Ich habe wenig Ahnung von Hunden. Aber ich bin ein guter Schüler. Vielleicht ein besserer Schüler als ein Lehrer.« Bis vor einem Jahr war er nämlich ihr Lehrer gewesen, ihr Professor, als sie ihren Abschluss machte, und er fand, er hatte es ziemlich gut hinbekommen. Er wartete, dass sie ihn einen hervorragenden Lehrer nannte oder, noch besser, seine Einladung annahm, ihn zu unterrichten. Er stellte sich ihre Hände auf seinem Hund vor, seinem langbeinigen, blauäugigen Husky, und dass sie Pennington zeigte, wie man ihn zum Sitzen brachte. Wie sie eine Lederleine in der Hand hielt und mit dem Daumen über die Schließe fühlte. Er malte sich aus, wie sie in ihren ausgefransten Shorts, eins dieser Nytonsäckchen an der Hüfte, im Naturreservat im knietiefen Gras stand, die Beine feucht vom Tau, das lange Haar mit den blauen Spitzen offen, den Arm mit dem Tennisball nach hinten ausgestreckt.

»Ich habe Sie nie wirklich für einen Hundemenschen gehalten«, sagte Evie. »Aber vielleicht sind Sie einer. Oder es kommt nur auf den richtigen Hund an.« Sie lächelte und trank einen Schluck Kaffee, dann beugte sie sich über seine

Papiere und befühlte das Ende des Bleistifts in ihrem Haar. Und das war's, was sie ihm zu geben bereit war. Er ließ sie in der Küche zurück und ging ins Arbeitszimmer, um dort selbst zu arbeiten, ohne sich von ihrer Anwesenheit ablenken zu lassen.



Am Nachmittag, als Evie gegangen war, legte Pennington eine Handvoll Ingwer-Scones in eine Papiertüte und machte sich auf den Weg zu Dava, nach Cedar Grove. Es war nicht gerade nah, 35 Minuten Fahrt auf dem Highway, aber er versuchte es mindestens zweimal die Woche zu schaffen. Er schaltete die Klimaanlage aus, fuhr das Fenster herunter und ließ den Wind ein. Die meisten stellten sich den Mittleren Westen flach vor, aber hier wogte die Landschaft. Felder hoben und senkten sich in gefurchten grünen Wellen: limettengrüne, flauschige Luzerne; rhythmischer, tiefgrüner Mais. Es gab geheimnisvolle dunkle Haine und unerwartet steil abfallende Täler und im Westen den stetig sich windenden, glitzernden Fluss.

Auf dem Parkplatz blieb er eine Weile mit der Papiertüte in der Hand hinter dem Steuer sitzen und tat, was er immer tat: Er nahm seinen Mut zusammen. Es schien für die Patienten ein einsamer Tag zu werden – außer den rostfleckigen Autos auf den Mitarbeiter-Parkplätzen war sein Wagen der einzige weit und breit. Gleich würde er reingehen und Dava so antreffen, wie sie inzwischen war, entweder allein in ihrem Zimmer, in dem hygienischen blauen Kunstledersessel, den sie allen anderen vorzog, oder, noch

schlimmer, im Spielzimmer, wo fast nie jemand spielte, weil Gedächtnispatienten sich keine Regeln merken konnten. Wenn eine der guten Pflegerinnen Dava zurechtgemacht hatte, wäre ihre Strickjacke so geknöpft, wie sie es mochte – nur die zwei Knöpfe in der Mitte –, und ihr langes, dunkles Haar wäre sorgfältig links gescheitelt. Wenn es eine der nachlässigen war, trüge Dava vielleicht gar keinen Pullover oder den mit dem Loch am Ellbogen, das mal jemand reparieren musste. Vielleicht hätte sie sogar Rührei in den Haaren kleben. Eine der Pflegerinnen nannte sie Dana statt Dava, als käme es auf ihren Namen jetzt auch nicht mehr an. Obwohl er hundertmal gesagt hatte: *Sie heißt Dava, Dey-wa. Wie Dave, nur mit einem A am Ende.* Und so was wollte die beste Einrichtung im Umkreis von fünfzig Meilen sein.

Im Eingangsbereich drang ABBA aus den Lautsprechern, und neben dem Besucherregister sammelte eine Schüssel voller Bonbons Staub. Pennington grüßte Christopher, den exaltierten jungen Mann hinter dem Tresen, setzte seine Unterschrift in das Register und trug die Uhrzeit ein. Dann ging er den Flur zu den Wohnräumen hinunter. Die Böden waren mit Teppich ausgelegt, was anheimelnd sein sollte, ihm aber unhygienisch vorkam. Neben jeder der Zimmertüren gab es ein kleines Regalbrett, nicht größer als ein typischer Schreibblock. Kunstblumenvasen waren auf diesen Brettern als Dekoration beliebt; auf anderen standen Porzellanfiguren oder Kekse als Geschenk der Angehörigen an das Personal. Weit verbreitet waren auch klappbare doppelte Bilderrahmen wie kleine silbrige Bücher: auf der einen Seite ein Bewohner in jungen, attraktiven Jah-

ren und auf der anderen derselbe Mensch in seinem jetzigen Zustand. Auf Davas Regal stand ein Bild von ihr mit den Jungs als Kinder – James wandte den Blick ab, und Milo schenkte seiner Mutter das ungehemmt strahlende Lächeln, das nur ihr gehörte.

Die Tür stand offen, und Dava saß in ihrem blauen Kunstledersessel. Eine Pflegerin, die ihm gefiel, Mari – ernstes Gesicht, eine grüne Brille, links von der Nase ein flaches Muttermal wie ein verirrter Mond –, zog Dava die Socken hoch, während Dava sie wegzuschieben versuchte.

»Sie kriegen sonst kalte Knöchel«, sagte Mari. »Nachher sind Sie mir dankbar.« In ihrer Resolutheit lag Wärme; sie war ein guter Mensch, nicht nur jemand, der gegen Geld eine Pflicht erfüllte. Manchmal brachte sie Dava Zeitschriften mit oder lackierte ihr die Nägel, und Dava ließ es geschehen, schien sich sogar über das Ergebnis zu freuen, obwohl sie vor ihrem Umzug hierher überhaupt keinen Nagellack getragen hatte.

Er räusperte sich.

Dava zuckte ein wenig zusammen und schielte zu ihm herüber. »Ach«, sagte sie. »Du bist es.« Und zu Mari: »Der.«

»Der!«, rief Mari. »Er ist Ihr Ehemann, Dava. Das Essen kann ich nehmen«, sagte sie zu Pennington und streckte die Hand nach der Tüte aus. »Ich bring's in die Küche und kläre, ob es in ihre Diät passt. Es wird jetzt sehr auf die Zuckermengen geachtet.«

»Es passt bestens«, sagte Pennington. »Ich weiß, was sie isst.«

»Das ist eine neue Regelung«, sagte Mari mit einem entschuldigenden Lächeln. Der dunkle Mond neben ihrer

Nase hob sich einen Millimeter; eine kleine Erschütterung der Schwerkraft.

»Glauben Sie mir«, sagte Pennington. »Da ist nichts drin, was sie umbringt.«

Mari machte den Mund auf, als wollte sie widersprechen, aber dann erinnerte sie sich vielleicht an andere Diskussionen mit Pennington, und er durfte die Tüte behalten. »Um fünf gibt es Essen«, sagte sie und ließ die beiden allein.

Pennington setzte sich auf das verstellbare Bett, die bunt bedruckte Decke, die Dava von zu Hause mitgenommen hatte. Halb zerdrückte Wildblumen standen in einer blauen Keramikvase auf dem Nachttisch. Auf dem Stängel einer Duftwicke saßen Blattläuse in einer Reihe, reglos wie Eiskristalle. Jeden Vormittag unternahm eine Gruppe von Bewohnern Spaziergänge am Fluss – unter anderem deshalb hatte er diese Einrichtung gewählt –, bei denen Dava immer diese insektenverseuchten Sträucher pflückte.

»Ich habe dir deine Lieblingsscones mitgebracht«, sagte er. »Ingwer.«

Dava schaute ihn mit düsterer Miene an. »Schädlich für Zähne«, sagte sie, und dann, langsam und sorgfältig: »Schädlich für *die* Zähne.«

»Die hier sind toll für die Zähne«, sagte er. »Von führenden Zahnärzten empfohlen.«

Einen Moment war sie verwirrt, dann glomm hinter ihren Augen ein Licht auf; sie lachte. Wenn sie das tat, schien sie zu ihrem früheren Selbst zurückzufinden, zu dem Mädchen, das er vor dreiunddreißig Jahren bei einer Konferenz in Köln kennengelernt hatte, als sie eine Doktorandin mit dem Schwerpunkt auf amerikanischer Literatur des

frühen zwanzigsten Jahrhunderts war und er ein frischgebackener Dozent für kreatives Schreiben. Am letzten Abend in Köln, nach dem letzten Vortrag, hatten sie sich davongestohlen und waren durch den Rheingarten spaziert, wo die gezackten gotischen Türme des Doms fast vergessen ließen, dass die Stadt vierzig Jahre zuvor in Schutt und Asche gelegen hatte. Sie liefen Schulter an Schulter und unterhielten sich über Nichtigkeiten, über einen gemeinsamen Bekannten in Berkeley, die absurden Machtkämpfe an den jeweiligen Instituten, die überlegene Qualität europäischer Joghurts. Auf der Hohenzollernbrücke blieb er schließlich stehen. Er zog sie am Geländer an sich und biss sie mit klopfendem Herzen sanft in die Unterlippe; dann schilderte er recht detailliert, was er in seinem Hotelzimmer mit ihr anzustellen gedachte. Und hier saßen sie nun dreißig Jahre später in diesem Zimmer in Cedar Grove.

Dava biss die Kiefer aufeinander, wie sie es jetzt öfter tat, als müsste sie sich beherrschen, und schaute auf den Parkplatz hinaus; die Aufmerksamkeit war aus ihrem Blick verfliegen und einer undurchdringlichen Leere gewichen. Er hätte sonstwer sein können, der da neben ihr saß, irgendeiner aus der langen Reihe von Menschen, die tagein, tagaus an ihr vorüberzogen, sich an ihr zu schaffen machten, den Umkreis ihres Gehörs mit Sätzen anfüllten oder den Bereich ihres Sehsinns mit Formen und Farben. Er wusste nie, was ihn erwarten würde. Manchmal erkannte sie ihn, wusste seinen Namen und schien die ganze lange Geschichte ihrer Beziehung im Kopf zu haben; dann wieder sah sie ihn als ein leicht verwirrendes Ärgernis an, als jemanden, der zufällig bei ihr hereingestolpert war, sich

dazugesetzt hatte und nicht aufhörte, sie mit immer neuen Gesprächsansätzen in ihrer Betrachtung des Parkplatzes zu stören.

»Ich überlege, mir einen Hund anzuschaffen«, sagte er, nur um etwas zu sagen. »Einen Hund aus dem Tierheim.«

Ihre Brauen zogen sich zusammen, und sie schaute ihn skeptisch an. »Einen Hund?«

»Vielleicht schaue ich morgen mal dort vorbei.«

»Hunde machen viel Arbeit«, sagte sie. Das hatte sie immer als Erstes gesagt, wenn er früher auf dieses Thema zu sprechen kam.

»Aber sie sind gute Gesellschaft. Die könnte ich gebrauchen.«

Darüber dachte sie schweigend nach. Dann wandte sie sich ihm mit erwachendem Verstehen zu und sagte: »Weißt du noch, die Hunde in ... Michigan? Auf der oberen ...« Sie stockte, suchte nach Worten. »Wo so viel ... Schnee lag?«

Vor etlichen Jahren, noch vor der Geburt ihrer Söhne, hatten sie im Winter einen Ausflug auf Michigans obere Halbinsel gemacht, zehn Stunden Fahrt über endlose salzgraue Highways, und einen seiner Freunde vom College besucht, einen Notarzt, der in Escanaba wunderschöne Huskys großzog und für Schlittenrennen trainierte. Drei Tage hatten sie in einer nach Holzfeuer duftenden Hütte verbracht, die Hunde gefüttert und waren durch den Schnee gestapft, um in einer Fasssauna zu schwitzen. Sie waren zum Start eines 240 Meilen langen Hundeschlittenrennens gefahren, um den Freund und seine Huskys anzufeuern. Die Hunde hatten einen ungeheuerlichen Lärm von sich gegeben, ein hungriges Geheul, das wie das Nordlicht in den

Himmel aufstieg. Wie viel davon wusste sie noch? Oder gab es für sie nur noch *Hunde* und *Schnee* als zwei für immer miteinander verbundene Zeichen?

»Ja«, sagte Pennington. »Vielleicht so einen wie die Hunde von Otto.« Das musste ihn an dem Hund auf dem Markt so sehr angezogen haben: die verschüttete Erinnerung an die Schlittenhunde in Michigan. Seltsam, dass sie es war, die ihn darauf brachte.

»Otto«, sagte sie. »Stimmt.« Sie senkte nachdenklich den Kopf, und er dachte, vielleicht würde sie weitersprechen, würde sie beide dorthin zurückversetzen, zu den Kiefern im Schnee und der Sauna am Fluss, dem gedämpft rötlichen Licht in dem Holzfass, dem Duft heißer Zedern und ihrer beider Körper. Doch dann wandte sie den Blick wieder zum Parkplatz und stützte das Kinn auf ihre Hand. Er wartete, aber sie saß lange nur schweigend da. Schließlich läutete im Flur eine Glocke, und es war Zeit für das Abendessen. Er begleitete sie in den Speisesaal, setzte sie an den Tisch und überließ sie der Obhut einer Pflegerin im geblümten Kittel, und dann kehrte er zum Auto zurück und fuhr heim.



Beim Frühstück am nächsten Morgen blätterte er ziellos in der Zeitung, aber seine Gedanken glitten an den Nachrichten ab. Am Tag nach einem Besuch ging es ihm immer schlecht; das Haus fühlte sich leerer als sonst an, die Stille undurchdringlich. Er fühlte sich der Aufgabe nicht gewachsen, die ihm heute bevorstand: eine Durchsicht von Evies zweitem Manuskriptentwurf, fünfhundert Seiten

literarischer Gedankenspiele in der Tradition von Calvino und Borges, die ihm unter die Nase rieben, dass der amerikanische Heartland-Realismus, dem er seine Karriere gewidmet hatte, inzwischen antiquiert war. Und was, wenn er stattdessen ins Tierheim ging und sich die Hunde ansah? Dem Roman würde es nicht schaden, ein paar Stunden länger herumzuliegen. Er klappte den Laptop auf und besuchte die Website des Tierheims in der Hoffnung auf Hunde wie die von Otto, seidig glänzend und kräftig. Wenn er so einen entdeckte, würde er ihn sich sofort ansehen wollen. Wenn ihm der Hund gefiel, wenn er ruhig und lieb war, konnte er vielleicht gleich ein Formular ausfüllen. Schon am Nachmittag könnte der Hund zu seinen Füßen liegen.

Er scrollte an Mischlingen vorbei, einem tapsigen Pitbull-Welpen, einem schielenden Chihuahua. Unten auf der Seite blieb sein Blick an einem Foto hängen: Ein sehner schwarzer Hund kauerte vor einer gelben Betonwand. Er kniff die Augen zusammen, schaute genauer hin. Etwas stimmte nicht mit dem Bild – als wäre es stellenweise verschwommen. Als er den Bildschirm aus der Sonne drehte, erkannte er, was diesen Eindruck erweckte: Der Hund selbst hatte verschwommene Stellen, als hätte er sich das Fell abgewetzt, sodass hier und da die nackte schwarz-rosa Haut darunter hervortrat. Eine ganze Gesichtshälfte war so zugerichtet; eins der Ohren war nach hinten geknickt oder fehlte. An der linken Flanke waren weitere Zeichen dieses Schwunds: zerschundene Hautflecken, dem Blitzlicht ausgesetzt. Es wunderte ihn, dass das Tierheim so ein Foto auf seine Website stellte. So lockte man doch keine Interessenten an. Luna hieß der Hund, oder so nannte ihn

zumindest das Tierheim. Er klickte das Bild an und erfuhr, dass Luna, fünf Jahre alt, vor einem Brand gerettet worden war; fast wäre sie gestorben, hatte sich dann aber so gut erholt, dass sie, in den Worten des Mitarbeiters, der die Beschreibung verfasst hatte, noch viel Leben und Liebe in ein neues Zuhause mitbringen würde. Pennington klappte den Rechner zu und nahm seine Schlüssel vom Haken.

Das Tierheim lag gut fünfzehn Häuserblocks westlich, ein schöner Spaziergang an so einem Tag: duftend grüner Juni, im Schatten angenehm kühl. Er schlenderte durch die gepflegte Innenstadt, aus der die Studenten kürzlich verschwunden waren, über die Bahntrasse, in einen Teil der Stadt, wo sich die baumlosen Straßen entlang einer Flussbiegung krümmten. Ein Tattoo-Studio, eine Bowlingbahn, die Bar, in der seine Studenten auf das Ende des Studienjahrs anstießen: Alle ähnelten sie dem Tierheim, einem Betonbau mit Wandmalereien von traurig dreinblickenden Katzen und Hunden. Er überquerte den Parkplatz und öffnete die Tür. Der Geruch traf ihn sofort: Desinfektionsmittel, Kot, Urin. Am Tresen tippte ein milchblondes Mädchen Nachrichten in ihr mit Glitzer dekoriertes Handy.

»Tag«, sagte er. »Kann ich mir die Hunde anschauen?«

Das Mädchen tippte noch ein paarmal, dann schien sie überrascht zu bemerken, dass jemand vor ihr stand. »Adoptieren Sie einen?«

»Bin erst mal zu Besuch.« Pennington bemühte sich um ein neutrales Lächeln, wobei ihm selbst nicht klar war, was er zu verbergen versuchte.

»Ah, okay. Sie können reingehen und gucken. Aber nur zur Info, ein paar von denen sind heute komisch drauf. Es

sind neue dazugekommen, und sie müssen sich noch aneinander gewöhnen.«

»Keine Sorge«, sagte Pennington und lächelte wieder dieses Lächeln. »Wir werden uns schon vertragen. Ich beiße nicht.«

Das Mädchen reagierte nicht auf den Scherz, oder nur, indem sie signalisierte, dass es für sie beide weniger peinlich wäre, wenn sie so taten, als wäre nichts gewesen. Sie stand auf und führte ihn durch eine Tür, einen Gang entlang und in einen Raum mit einer langen Reihe von Gitterkäfigen in zwei Etagen. Die größeren Hunde lagen in den großen, unteren Käfigen, die mittleren in etwas kleineren darüber; in einer hinteren Ecke tanzten die kleinsten Hunde in ihren Kisten. Er hatte lautes Gebell erwartet, aber es klang mehr nach einer gedämpften Klage, dem Ausdruck einer heimlichen, unbegreiflichen Trauer. Er hätte nicht sagen können, welcher Hund oder welche Hunde diese Laute von sich gaben. Zwei Jungs im College-Alter gingen von einem Käfig zum nächsten, füllten Trinkwasser auf und entfernten verschmutztes Zeitungspapier.

»Schauen Sie sich ruhig um«, sagte das Mädchen. »Aber nicht die Käfige öffnen, und lassen Sie besser die Hände unten. Ein paar sind ganz schön bissig. Wenn Sie einen kennenlernen wollen, fragen Sie einfach Matt oder Shane.« Sie wies mit dem Daumen auf die Jungs, und die beiden schauten zu Pennington auf und nickten.

»Danke«, sagte Pennington. Und dann, als sie sich abwandte: »Wo ist ... Luna?«

Das Mädchen stutzte. »Luna?«

»Die mit den Verbrennungen.« Pennington machte eine

Handbewegung, als würde eine Wolke an seinem Gesicht vorüberziehen.

»Ah. Die?«

»Warum nicht?«

»Alles gut. Die ist 'ne ganz Liebe.«

Einer der Jungen, Matt oder Shane, schaute von der Arbeit auf und sagte: »Hier drüben, Sir.«

Sir – an die fromme Höflichkeit dieser Bauernjungs würde er sich nie gewöhnen. Sie sprach Bände über die Enge, in der sie aufwuchsen, die Beschränkungen, denen sie ihr Leben lang nicht entkommen würden. Matt oder Shane wies auf einen der unteren Käfige, in dessen Schatten ein geduckter dunkler Umriss zu erkennen war. Er näherte sich und beugte sich vor, um besser sehen zu können.

Luna lag auf dem Boden, die Schnauze auf den überkreuzten Vorderpfoten, die versehrte Gesichtshälfte der Käfigtür zugewandt. Da war das verbrannte Ohr, ein verdrehter Knorpelstummel; über die linke Gesichtshälfte breitete sich ein Geflecht aus kahler Haut und räudig lichtem Fell.

»Hallo, mein Mädchen«, sagte Pennington leise. »Luna.«

Der Hund stieß einen ozeanischen Seufzer aus und schloss die Augen.

»Kann sie hören?«, fragte Pennington Matt oder Shane.

»Ja, klar. Sie hat's nur nicht so mit Fremden.«

»Na, dann lernen wir uns doch kennen«, sagte Pennington. »Würdest du sie rausholen?«

»Ich versuch's. Mal sehen, ob sie kommt.« Der Junge hockte sich hin und entriegelte die Tür. Pennington erlebte eine Art Umstülpung seiner Angst, etwas Dunkles. Als hätte er verdient, was auch immer aus diesem Käfig kam.

Luna regte sich, nahm ein Bein von dem anderen, stand auf und schüttelte sich von Kopf bis Schwanz. Als sie ins Licht trat, wurde das volle Ausmaß der Verheerung sichtbar: Nicht bloß das Ohr, nicht nur die linke Seite des Kopfes, sondern die ganze linke Flanke war rau und rissig, ungleichmäßig behaart, hier und da mit dunklem Schorf verkrustet. Pennington schnappte nach Luft. Ein schöner Hund war Luna sichtlich nie gewesen, schon vor diesem Brand nicht: Sie hatte eine breite Schnauze mit hängenden Lefzen, ihr intaktes Ohr war spitz nach hinten gefaltet, ihre Stirn gefurcht, ihr Fell struppig, ihre Beine zu dürr, ihr Schwanz stumpf kupiert. Ihre hageren Muskeln lagen flach am Körper; man hätte die Finger von einem Wirbelknochen zum nächsten wandern lassen können, hätte man es gewollt. Ihre dunklen, wachsamen Augen ließen unter der Iris einen weißen Streifen frei. Er sagte wieder ihren Namen, aber sie schaute ihn noch immer nicht an. Flüchtig schnupperte sie an den Schuhen des Tierheimmitarbeiters, schmutzigen Chucks, und senkte dann den Kopf.

»Sie können sie ruhig streicheln«, sagte der Junge.

»Streicheln? Tut ihr das nicht weh?«

»Das wird sie dann schon sagen.« Der Junge beugte sich vor und griff nach Lunas Halsband, und sie duckte sich weg und tat einen Schritt zur Seite.

»Sie könnten sie ja spazieren führen«, sagte der Junge.

»Das machen manche Leute. Nehmen einen der Hunde für eine halbe Stunde mit runter an den Fluss.«

Pennington zwang sich zu sprechen. »Das geht hier? Dass man Hunde ausleiht wie Bücher aus der Bücherei?«

»Eine halbe Stunde, wie gesagt. Nicht über Nacht.«

»Was, wenn ein Hund geklaut wird?«

»Die Leute lassen ihren Ausweis da. Wir wissen, wer sie sind.«

»Und wenn der gefälscht ist?«

Der Junge lachte. »Sie sind zu alt für einen gefälschten Ausweis, Mann.«

Mann fand Pennington noch schlimmer als Sir. »Leg sie an die Leine«, sagte er.



Wie lange war er nicht mehr mit einem Hund spazieren gegangen? Er hatte nie selbst einen gehabt. In der ersten Zeit mit Dava hatten sie ihren Vater in Oregon besucht und dessen alte Golden Retriever Lewis und Clark am Ufer des Klamath ausgeführt. Lewis jagte Eichhörnchen nach. Clark legte sich mitten auf den Weg und war nicht von der Stelle zu bewegen. Hoffnungslose Spaziergänger. Aber das hier war schlimmer. Luna schien vor der Berührung des Halsbands zurückzuschrecken, schien dem schmalen gewebten Nylonband ausweichen zu wollen. Vielleicht war sie überhaupt nicht ans Spaziergehen gewöhnt – einer dieser Hunde, die ihr Leben an einem Pflock in einem dreckigen Hof verbringen. Pennington schleifte sie fast durch die Glastür des Tierheims. Er zerrte sie praktisch über den Parkplatz. Doch sobald sie die Wiese erreichten, schienen die Junisonne und die Sommerluft die Hündin zu beleben. Sie hob den Kopf und ging los, als folgte sie einer Spur. Lenkte Pennington auf einen Trampelpfad, der zum Flussufer führte, lief voran, ohne ihn anzuschauen, und ihre

Kopfhaltung verriet hellwache Sinne. Wenn er von den grausigen Verletzungen absah, konnte er sich fast vorkommen wie der Mann auf dem Markt, der Besitzer eines stolzen und schönen Hundes, der ihn verehrte. Aber er konnte nicht davon absehen; er kam nicht los von diesem Körper, dem verstümmelten Ohr, dem verschorften Fell, Spuren eines unaussprechlichen Unglücks.

Der Fluss war um diese Jahreszeit voll und braun, seine Ufer mit verschlungenen Gräsern bewachsen. Es war derselbe, der fünfzehn Meilen südlich das Grundstück des Pflegeheims streifte. Dort wurden die Böschungen wöchentlich getrimmt, aber hier herrschte Wildwuchs. Am Weg standen Zaubernusssträucher, nach Heu duftende Farne und die niedrigen Stauden des Christophskrauts, vor dessen giftigen weißen Beeren Pennington sich als Kind im Sommercamp fernzuhalten gelernt hatte. Luna schaute nach vorn; ihr gesundes Ohr zuckte. Wenn ein Vogel aus dem Gesträuch hervorbrach, hob sie den Kopf, um ihm nachzublicken. Hin und wieder hielt sie, steckte die Schnauze in ein Grasbüschel, untersuchte es aufmerksam, schob die Halme beiseite, als wollte sie ihre Unterseiten beschnuppern, die Erde rings um die Wurzeln, die unsichtbaren Fährten von Tieren. Dann stieß sie durch die Nase Luft aus, wie um für den nächsten Atemzug Raum zu schaffen, doch sie fand nicht, was sie suchte, oder es überstieg seine Wahrnehmung, was das Gesuchte war. Sie folgte zielstrebig dem Pfad, zog aber nie an der Leine; ein heimlicher Beweggrund schien sie davon abzuhalten, als sparte sie ihre Kräfte für einen Notfall. Nach einer Weile erreichten sie eine steinerne Parkbank auf einer freigeschnittenen

Fläche am Ufer. Pennington setzte sich, aber Luna blieb in Habachtstellung stehen und blickte auf das glatt und braun dahinströmende Wasser; hartes Nachmittagslicht beschien die Zuckungen auf ihrer Haut. Raues Fell wuchs um die verbrannten Stellen herum und durch sie hindurch, krümmte sich einwärts, wo es hätte abstehen sollen, trieb drahtige Spitzen in die Haut, die rot anschwell, überkreuzte den nachwachsenden zarten Flaum. Pennington starrte auf ihre Verbrennungen, wie er es sich bei einem Menschen nie hätte erlauben können. Ihn überkam ein seltsamer Drang, Luna anzufassen; dabei fiel ihm ein, dass er etwas zu fressen hätte mitbringen sollen, Leckerlis, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Er schob sich auf der Bank vor und streckte die Hand aus. Aber ehe er Luna berührte, straffte sie die Schultern und erzeugte einen Laut in ihrer Kehle, ein tiefes, qualvolles Jaulen, als versuchte ein lebendiges Wesen aus ihr hervorzubrechen. Sein Puls beschleunigte sich: Der Laut klang wie eine Drohung, eine Warnung. Dann aber teilte sich das seltsame Jaulen in einzelne Laute, in Silben, die Pennington plötzlich und unabweisbar verstehen konnte.

Ich rieche Fleisch.

Pennington setzte sich ruckartig auf. Luna schaute ihn an, dann wandte sie sich wieder dem Fluss zu. Er folgte ihrem Blick: Am Ufer wogten und raschelten Gräser. Der Fluss quoll still in seiner Bahn dahin. Jenseits davon war ein Park; eine Rauchfahne stieg von einer Lichtung auf wie von einem Grill. Lunas zerstörte Schnauze zeigte auf den Rauch, und ihre Nase bebte.

Die Sonne, die feuchte Luft musste ihm zu Kopf gestiegen sein. Nichts weiter.

Aber dann kam wieder das gequälte Jaulen und ging schnell in Bedeutung über: *Ich rieche Fleisch*. Und dann, unmissverständlich: *Ich will es haben*. In einem angespannten, dringenden Ton, dem eines verletzten Tiers.

Ihm wurde kalt im Nacken, trotz der Junihitze. Er erinnerte sich, im selben Sommercamp auch gelernt zu haben, dass verletzte Tiere töten können. Er packte die Leine fester. »Also los«, sagte er. »Gehen wir zurück.« Er zog, aber sie rührte sich nicht. Dann spannte sich ihre Kehle; es erklang wieder das Jaulen. Er schüttelte den Kopf, wie um die Laute abzuwehren, so sehr erfüllte ihn die Aussicht, noch mehr hören zu müssen, mit wildem Schrecken.

Es brennt.

»Da grillt nur jemand«, sagte Pennington. »Es ist alles gut.« Aber als er auf diesen Körper herabsah, die vernarbte, verdrehte Haut an Lunas Hals, an der Flanke, bemerkte er selbst die Verlogenheit seiner Worte. Und in dem Moment wandte sich der Hund vom Fluss ab und schaute ihn an. In ihren Augen lag eine durchdringende Aufmerksamkeit, als prüfte sie genau, wer oder was er war. Eine bebende Panik stieg in ihm auf, brandete in glutheißen Wellen durch seinen Brustkorb. Er wollte keinen Augenblick länger mit ihr allein sein. Wieder zog er an der Leine, fester diesmal, und zerrte sie auf den Pfad zu; ihre Ballen schleiften über das tote Laub. Schließlich senkte sie scheinbar resigniert den Kopf und ließ sich den Weg entlang in Richtung Tierheim führen. Sie nahm sich Zeit, hielt hin und wieder an, um sich auf den Weg zu hocken und zu pinkeln. Wenn er sie ansah, wenn er sah, wie das harte Licht die Topografie ihres Rückens streifte, wollte er loslachen, schreien.

Er wusste, dass Telepathie nicht existierte, zumindest nicht ohne psychedelische Drogen. Und er wusste, dass Menschen keine Hundesprache verstehen konnten. Hundesprache – was sollte das überhaupt sein? Aber sie *hatte* zu ihm gesprochen, auf ihre Art und Weise – dieses Jaulen, dieser gequälte Laut –, und er, Barr Pennington, hatte es gehört und hatte sie verstanden.

Als sie das Tierheim erreichten, trat Luna ohne Widerstand ein und ging zu ihrem Käfig. Ohne ihn anzuschauen, ohne jeden Hinweis, dass etwas zwischen ihnen passiert war, trank sie aus ihrem Trinknapf, drehte sich im Käfig um und legte sich hin. Matt oder Shane kam, um Pennington die Leine abzunehmen.

»Wie war's?«, fragte der Junge.

»Ich wüsste nicht, was«, antwortete Pennington zerstreut.

»Adoptionsanträge gibt's am Tresen, wenn Sie möchten.«

Pennington warf einen Blick in den Käfig, auf den still am Boden liegenden Hund. Lunas Nasenspitze glänzte; sie leckte mit der Zunge darüber und stieß einen langen, tiefen Seufzer aus.

»Heute möchte ich nicht adoptieren«, sagte Pennington.

»Kein Thema«, sagte der Junge, beugte sich vor und verriegelte den Käfig. »Wenn Sie's sich anders überlegen, kommen Sie morgen wieder. Die geht nirgendwohin.«



Den ganzen Abend konnte Pennington an nichts anderes denken: Lunas Anblick, als sie angespannt und still neben der Bank stand, den Blick auf die Rauchfahne im nahen

Park gerichtet; die Wärme aus ihrem Maul; das drängende, kehlige Jaulen; wie es sich angefühlt hatte, als sie sich verständlich machte, als sie ihn auserwählt hatte, um mit ihm zu kommunizieren. Diese Hündin, die ihn erst keines Blickes gewürdigt hatte, mit ihren schrecklichen Verletzungen – dem zum Stummel verkohlten Ohr, der faltigen, versengten Haut und den drahtig nach innen wachsenden Haaren – hatte etwas in ihm gesehen, ihn als jemanden erkannt, der sie hören und verstehen würde. Er malte sich aus, wie sie jetzt in ihrem Käfig lag und dem Wehklagen der fremden Hunde lauschte, dem Ausdruck fassungsloser Angst und Trauer. Er stellte sich ihren Blick auf die Käfiggitter vor, stellte sich vor, wie es sich anfühlte, Schmerzen zu leiden und eingesperrt zu sein, den Launen anderer vollkommen ausgeliefert. Die Macht, die er über ihr Schicksal hatte – die Möglichkeit, sie nur durch das Ausfüllen einiger Formulare aus dem Käfig und dem Tierheim wegzuschaffen –, kam ihm zu groß vor, gewaltig; es fühlte sich an, als dürfte so etwas nicht erlaubt sein, wie ein Diebstahl aus dem Zoo.

Er machte sich Abendessen, brachte aber keinen Bissen hinunter, sondern ging in sein Arbeitszimmer – ursprünglich Davas, das mit dem guten Licht –, in der Hoffnung, sich durch die Arbeit abzulenken. Doch er kam von den Gedanken an Luna nicht los. Was genau war zwischen ihnen vorgefallen? Und warum war er so sicher, dass, wenn er sie am nächsten Tag besuchte und wieder mit ihr zu der Bank spazierte, es noch einmal geschehen würde? So etwas war ihm noch nie passiert; soweit er wusste, hatte überhaupt noch niemand so etwas erlebt. Warum war

dann seine Überraschung nicht größer, warum begriff er es als sein Schicksal? Als Kind hatte er die wohlige, beschämende Überzeugung gehegt, alle, die er kannte – seine Eltern, seine jüngeren Brüder, seine Schulkameraden, seine Musiklehrer und Trainer, der Fahrradmechaniker, der Klavierstimmer, der Arzt, der mit einem blendenden Licht in seine Augen schaute – sähen etwas in ihm, das ihn zu etwas ganz Besonderem machte, ihn zu Außergewöhnlichem auserkor. Es musste niemand laut aussprechen; alle wussten es. Und obwohl er das Gefühl später als eine kindliche Verstiegtheit erkannte, die nicht einmal besonders originell war, begleitete ihn die Vorstellung weiter. Seltsamerweise schienen viele der großen Ereignisse seines Lebens ihn darin zu bestärken: das Stipendium für eine elitäre private Highschool in New York, sein Abschluss als Jahrgangsbester, die Höchstnote am College, die prestigeträchtige erste Arbeitsstelle. Und dann Dava, der Star ihres Graduiertenkollegs, brillant, schön und geheimnisvoll, die sich in ihn verliebte und ihn heiratete, ausgerechnet ihn. Als Dava dann krank wurde und er unvorstellbare, unerträgliche Pflegearbeiten verrichten musste, viel schwerer als alles, was er für seine kleinen Söhne auf sich genommen hatte, hatte er sich gewöhnlich gefühlt, genauso verzweifelt und ausgelaugt, wie es jeder andere in seiner Lage gewesen wäre. Aber letztendlich hatte Davas Erkrankung ihn nicht brechen können; in gewisser Weise verdankte er ihr das Manuskript, das jetzt auf dem Schreibtisch lag.

Er wandte sich den Seiten zu, die er am Vortag ausgedruckt hatte. Was er jetzt tun musste, war, sich den Hund aus dem Kopf zu schlagen, die paar Absätze zu überarbeiten

und dann weiterzuschreiben. Doch immer wieder sah er Lunas Umriss im Gras am Flussufer vor sich, und wie das harte Licht ihren versehrten Körper beschienen hatte; immer wieder dachte er daran, wie sie ihn angesehen hatte, als er sagte, es sei alles gut – durchdringend, als durchschaute sie seine Verlogenheit. Er setzte sich zurecht und senkte den Blick auf den Text. Doch dann nahm er in der Fensterscheibe eine Bewegung wahr, als hätte jemand oder etwas hinter ihm den Raum durchquert. Er schaute sich um – nichts. Evie war längst wieder gegangen; sonst war niemand da. Aber in Davas Arbeitszimmer fühlte er sich nie ganz allein, besonders abends nicht. Es fühlte sich noch immer bewohnt an. Wie viele Stunden war sie an diesem Schreibtisch, auf diesem Stuhl ihrer Arbeit nachgegangen – sowohl der wissenschaftlichen Arbeit, über die sie zu sprechen bereit war, als auch dem anderen Projekt, zu dem sie beharrlich schwieg?

Vor vielleicht zwölf Jahren hatte es begonnen, dieses Projekt, als die Jungs zehn und dreizehn waren. Damals hatte er selbst einen beruflichen Tiefpunkt erlebt; sein jüngster Roman über ein Brüderpaar, das zur Zeit der Großen Depression in Philadelphia eine strauchelnde Ziegelbrennerei betrieb, hatte niemanden begeistert. Ganz generell schien die literarische Öffentlichkeit von Männern seiner Alterskohorte abzurücken. Seine Perspektive war plötzlich nirgends mehr gefragt. Irgendwann hatte Dava, die es vielleicht leid war, sich solche Beschwerden anzuhören, laut darüber nachgedacht, ob das Problem womöglich nicht seine Altersgruppe sei, sondern sein erzählerischer Ansatz. Was, wenn er es mit etwas Intimerem probierte, ein persönliches Risiko einging? Zum Beispiel habe er nie über

die Herausforderungen der Elternschaft geschrieben, aber warum nicht? Dafür gab es aus seiner Sicht gleich mehrere triftige Gründe: Der Rahmen schien ihm zu klein, der Horizont zu begrenzt. Und wer würde sich schon für seine Schwächen und seine Fehler interessieren? Aber, argumentierte sie, auch autobiografisch inspirierte Literatur brauchte nicht alles eins zu eins abzubilden; je nach den Erfordernissen konnte man seine Erfahrungen ausschmücken oder weiterführen.

Eine Zeit lang hatte er die Idee entschieden von sich gewiesen, und dann hatte er, vielleicht nur, um ihr zu beweisen, dass es schiefgehen würde, sich an eine Erzählung über einen Familienvater gesetzt, von dessen zwei jungen Söhnen der Zweitgeborene an einer seltenen Form von fortschreitender Erblindung litt. Der ältere Sohn, den der Vater verehrte, war ein notorischer Regelbrecher und wurde von der Erkrankung seines Bruders zu immer schlimmerem Verhalten angetrieben; der jüngere war brilliant, aber unberechenbar. Die Jungen ähnelten seinen eigenen Söhnen nicht besonders, aber der Vater – fehlbar, mürrisch manchmal, egozentrisch, inbrünstig liebend – war Barr selbst mit all seinen Stärken und Schwächen, Barr, wie er sich niemandem zu zeigen gewagt hatte, nicht einmal seiner Frau. Erst widerstrebend, dann zunehmend begeistert begriff er, dass er einen Durchbruch erlebte, nicht nur im Hinblick auf die eine Erzählung, sondern auf sein ganzes künftiges Schaffen. Es dauerte Monate, den Text fertigzustellen, aber es war die Mühe wert: Er gewann damit den National Magazine Award für Kurzgeschichten und einen internationalen Literaturpreis.

Falls Dava eine gewisse Genugtuung empfand, weil sie recht behalten hatte, ließ sie es sich nicht anmerken. Stattdessen schien sie sich zu der Zeit eher weniger für Penningtons Arbeit zu interessieren und vertiefte sich stärker in ihre. Sie verschanzte sich abends, wenn die Jungs im Bett waren, in ihrem Arbeitszimmer und arbeitete an einem Projekt, von dem sie ihm nicht erzählte. Abend für Abend schrieb sie von Hand auf gelbe Notizblöcke, von denen sie manchmal an einem einzigen Tag sechs oder sieben füllte. Sie verriet nie mehr, als dass es ein schwieriges Projekt war und dass es dauern würde. Er war gar nicht darauf gekommen, dass sie dabei sein könnte, einen Roman zu schreiben. Sie lehrte Anglistik; ihr Job war die Interpretation. Seit wann fiel so etwas unter eine Geheimhaltungsstufe? Jede Nacht, nachdem er zu Bett gegangen war, verschwanden ihre Notizblöcke, als würden sie in einen Ausguss gesogen. Ihre angeknabberten Bleistifte, die Radiergummi-krümel, der kalt gewordene Kaffee, das alles legte beredtes Zeugnis ab, aber die Arbeit selbst war fort.

Und auch Dava selbst verschwand öfter. Wenn sie morgens die Jungs zur Schule geschickt hatte, unternahm sie lange Spaziergänge, manchmal stundenlang. Sie reiste zu Konferenzen, die sie früher als reine Zeitverschwendung angesehen hätte. Pennington beschlich mehr und mehr das Gefühl, sie wäre von einem Mysterium umgeben, das Gefühl, dass er seine Frau nicht intensiver kennenlernte, sondern vielmehr mit der Zeit immer weniger wusste – vielleicht nie gewusst hatte –, wer dieser Mensch an seiner Seite war. Einige Male zog es ihn, wenn sie aus dem Haus war, in ihr Arbeitszimmer, wo er die Papierstapel auf ihrem

Schreibtisch durchging, Schubladen aufzog, in ihre alten spiralgebundenen Notizhefte schaute. Als sie einmal übers Wochenende verreist war, räumte er den Schrank aus und las ihre alten Tagebücher, in denen sie über den Sex mit ihren Liebhabern am College geschrieben hatte; mit manchen hielt sie noch Kontakt. Aber es stand nichts darin, was er nicht sowieso wusste, und die Einträge hörten vor der Geburt ihrer Kinder auf. Nirgends fand sich ein Hinweis darauf, was sie in die gelben Notizblöcke schreiben mochte, und die Blöcke selbst schienen sich in Luft aufgelöst zu haben.

Jahrelang ging das so: Sie füllte ihre Seiten, und die Seiten verschwanden. Sie kümmerte sich um die Jungs, pflegte Freundschaften, hielt an der Uni Veranstaltungen ab, veröffentlichte hin und wieder ein literaturwissenschaftliches Werk, und nach einem langwierigen Prozess bekam sie schließlich die ersehnte Professur auf Lebenszeit. Doch noch immer kam es vor, dass sie ganze Nächte durchschrieb und erst aufhörte, wenn der Himmel blau aufglomm. Es kam zu Exzessen der Überarbeitung, des Rotstifts, der hörbaren Selbstgeißelungen; sie wurde von inneren kreativen Stürmen erfasst, deren Wucht er sich partout nicht erklären konnte. An einem dieser Abende, als ihr Sohn James vielleicht zwölf war, hatte ihn Pennington dabei erwischt, wie er seine Mutter durch das Fenster ihres Arbeitszimmers beobachtete, hatte einen blassen Streifen seines Gesichts in einer Lücke zwischen den Vorhängen entdeckt. Meistens fand Pennington seinen jüngeren Sohn völlig undurchschaubar. Aber dieses Verlangen, Dava bei irgendetwas Geheimem, Verräterischem zu ertappen, hatten sie gemein-

sam. Wie oft hatte sie schon einen Abend mit der Arbeit verbracht statt mit ihren Söhnen? War es denkbar, dass diese Arbeit einen solchen Verrat rechtfertigen konnte, dass Dava ein verborgenes Talent besaß, das sie selbst auf Kosten ihrer Ehe, ihrer Mutterschaft nicht vernachlässigen durfte? Was, wenn ihr Werk, wenn es ans Licht kam, seines überstrahlte? Er tröstete sich damit, alle ihm bekannten Literaturwissenschaftler aufzuzählen, die nebenbei brillante, originelle Autoren waren: eine Handvoll, höchstens.

Nicht lange darauf klagte Dava über zunehmende Gedächtnislücken. Es gab Tage, so beschrieb sie es, an denen ihr Kopf sich in einem Nebel verding, irgendwo in der Syntax oder einem Kontext. Dann las sie eine halbe Stunde lang wieder und wieder denselben Absatz und kam nicht voran. Mehrmals am Tag verlegte sie ihren Bleistift, ihre Brille, ihr Portemonnaie; auf jedem Parkplatz vergaß sie, wo das Auto stand. Bald verirrte sie sich auf dem Weg zum Supermarkt, zum Sport. Freunde riefen verwundert an, weil sie nicht zu Verabredungen kam. Bei ihren Vorlesungen verlor sie oft den Faden; die Notizen, die sie seit Jahren benutzte, halfen nicht mehr weiter. Ihre Umfragewerte bei den Studierenden sanken, und der Institutsleiter äußerte seine Besorgnis. Erst schob ihr Arzt alles auf die Perimenopause, doch auf Davas Drängen hin überwies er sie schließlich an einen Neurologen.

Der Neurologe verordnete ein MRT, an dem sich ablesen ließ, dass die Hirnmasse in den für das Zeitgefühl und die räumliche Orientierung zuständigen Regionen deutlich atrophiert war. Das Volumen ihres Parietallappens befand sich für ihre Altersgruppe unterhalb der dritten Perzentile.

Es folgte eine sechsstündige neurophysiologische Untersuchung, dann eine Lumbalpunktion, ein PET-CT und zuletzt ein Gentest. Der Neurologe ließ sie beide in sein Sprechzimmer kommen, verschränkte die Hände auf der Tischfläche zu einem sauberen Halbrund und erklärte ihnen, die Ergebnisse wiesen auf eine familiäre Alzheimer-erkrankung hin. Es lasse sich nicht vorhersagen, wie sich die Sache weiterentwickeln werde – jedes Gehirn sei anders –, aber generell liege die Lebenserwartung bei dieser Ausprägung der Krankheit bei ungefähr noch acht Jahren.

Am Nachmittag wanderten sie vor Trauer benommen zusammen durch die Straßen. Wann und wie sollten sie es den Kindern sagen, die zu dem Zeitpunkt dreizehn und sechzehn waren? Was sollte aus Davas Professorenstelle werden? Wann sollten ihre Brüder davon erfahren, Barrs Mutter, all ihre Freunde? Wie sollten sie die Pflege bezahlen, die Dava brauchen würde? Ein paar Wochen darauf hatten sie mit ihrem Anwalt Testamente aufgesetzt und waren in den Frühjahrsferien in den Yellowstone National Park gereist, ohne die Jungs, die bei Barrs Mutter blieben. Aber als sie zurückkamen, wollte Dava immer noch nicht über ihre Erkrankung reden, wollte es den Jungs noch nicht sagen, und sie hatten noch eine Weile so getan, als wäre alles gut.

Aber etwas stimmte nicht, und diese Unstimmigkeit wurde täglich größer. Dava, der strahlende Mittelpunkt jedes Gesprächs, wurde immer stiller. Ihr geordneter Haushalt geriet aus dem Takt, als Dava sich mit Aufgaben schwertat, die sie immer übernommen hatte – einfache Reparaturen, die Essensplanung, Updates von Software und Geräten, das Verwalten von Rechnungen und Steuern –,

und Pennington versuchte, für sie einzuspringen, was er nicht immer gut oder klaglos schaffte. Die Kinder bemerkten es. Milo und James, die man sonst kaum je im selben Zimmer antraf, berieten sich flüsternd auf der Treppe oder beobachteten ihre Mutter durch die Tür des Arbeitszimmers, in dem sie nach dem Abendessen saß und durch das große Fenster in den dämmrigen Garten hinaussah. Ihr dringendes Projekt schien sie vergessen zu haben, das Werk, das sie auf den gelben Notizblöcken niedergeschrieben hatte. Irgendwann sprach Pennington sie darauf an, in der Hoffnung, dass die Beschäftigung damit ihr Gedächtnis auf Trab bringen würde, doch sie antwortete, sie habe es beiseitegelegt; es sei nur eine weitere Niederlage, Teil des Strudels von Niederlagen, aus dem ihr Alltag bestand. Schließlich hatten sie – womöglich später, als es gut gewesen wäre – den Jungen erklärt, woran Dava erkrankt war, und beide hatten auf ihre Weise darauf reagiert: Milo mit Liebe und Trauer, und James mit Trauer und Distanz.

Gut sechs Jahre darauf, als Dava die Lehrtätigkeit aufgegeben hatte, als sie nachts nicht mehr schlafen konnte, als der Herd für sie zu einer Gefahrenquelle geworden war, als sie nicht mehr freiwillig badete oder sich anzog, als auch er kaum noch schlief, folgte Pennington dem Rat eines Sozialarbeiters und brachte sie nach Cedar Grove. In den Wochen darauf gewöhnte er sich an, sich abends an ihren Schreibtisch zu setzen und etwas in die Hand zu nehmen, das Dava gehörte. Die winzige goldene Schere, die sie von einem ihrer Brüder hatte. Einen aus Dublin mitgebrachten Füller. Eine Postkarte mit einem von Efeu überwucherten Haus. Er zog die Schubladen auf und ließ seine Finger über

die stumpfen Bleistifte und halb bekritzelten Zettel wandern, als fände sich darunter irgendein Hinweis, wohin sich ihr Verstand verflüchtigt hatte. Aber nichts geschah, es gab keine magische Errettung; sie war fort, und die Jungs waren fort, und im Haus hallte die Leere wider.

Und dann, eines Abends, einige Monate nach ihrem Umzug nach Cedar Grove, saß er untätig auf ihrem Schreibtischstuhl und bemerkte, dass hinter dem Schreibtisch eins der Wandpaneele lose war. Das Brett war gut zwei Fuß breit; als er es mit dem Zeh anstieß, gab es nach. Er nahm es beiseite und sah, dass das Paneel eine große Öffnung in der Gipswand dahinter verborgen hatte, die jemand hineingeschnitten zu haben schien, um an den Hohlraum zwischen der inneren und äußeren Hauswand zu kommen – eine Lücke, die, wie in Häusern dieser Bauzeit üblich, gut drei Handbreit tief war. Dieser Hohlraum enthielt Bündel aus Notizblöcken, Dutzende davon, die wie Bücher im Regal aufrecht standen. Solche Bündel, jedes ungefähr drei Zoll dick, erstreckten sich in den Hohlraum in der Wand hinein, so weit das Licht seiner Taschenlampe reichte, alle mit Ziegelstaub bedeckt, eng an eng nebeneinander wie eine Wärmedämmung. Er zog ein Bündel heraus und schnitt seine Schnur durch. Die linierten Blätter waren mit Davas kleiner, dichter Handschrift gefüllt, ihre Ränder fleckig, die Tinte blau verblasst. Sie musste sie über Jahre in der Wand verborgen, nach langen Nächten die neuen Seiten hinzugestellt und das lose Wandpaneel sorgfältig wieder davorgeschieben haben. Das Papier roch nach Lehm, nach Moder, nach allem, was in zwei Jahrzehnten zwischen den Wänden dieses Hauses gestorben war. Auf

der rechten oberen Ecke jedes Blocks standen ein Datum und eine Nummer. Er legte den ersten Notizblock auf den Schreibtisch und begann zu lesen.

Bald begriff er, dass er keine wissenschaftliche Arbeit, sondern einen Romananfang vor sich hatte, und verfiel in wortloses Staunen. Was er da las, Kapitel für Kapitel, war die literarische Version einer Geschichte, die ihm Dava vor langer Zeit, kurz nach dem Beginn ihrer Beziehung, beschrieben hatte: In den Sechzigern, als Dava noch ein Kind war, hatte ihre Mutter in Maine in einem Frauenhaus gearbeitet und sich dort in die Leiterin verliebt, eine charismatische Frau namens Ruth. Diese hatte ihre Gefühle erwidert; die Affäre hatte die Ehe von Davas Eltern beinahe zerstört. Dann wurde bei ihrer Mutter eine aggressive Form von Eierstockkrebs diagnostiziert. Anderthalb Jahre später war sie gestorben; da war Dava dreizehn.

Und hier war diese Geschichte wieder, viele Kapitel lang, auf gelben Notizblöcken, die Dava in der Wand verborgen hatte: eine autobiografische Geschichte – genauer gesagt, die Geschichte ihrer Mutter – in detailreiche Szenen und in lebende, atmende Figuren umgesetzt. Der Text mochte ein wenig wirr strukturiert sein, hier und da etwas holprig, doch er war unbestreitbar brilliant. Wie hatte sie das gemacht, wo nahm sie das her?

Im Weiterlesen dämmerte ihm eine Erkenntnis: Es war nicht nur die Geschichte ihrer Mutter, die sie da erzählte. Das Frauenhaus stand für eine Universität – ihre Universität, an der sie beide seit zwanzig Jahren lehrten. Die Figuren waren so komplex wie die Menschen aus seinem eigenen Leben, weil sie Menschen aus seinem Leben *waren*.

Und der Sex, der auf den Seiten zwischen den beiden Frauen stattfand – der eindringliche, akribisch beschriebene Sex zwischen der Protagonistin Alma und ihrer Kollegin Ora in Stunden, die sie heimlich ihren häuslichen Pflichten, der Kindererziehung, ihrer anspruchsvollen Arbeit abtrotzen mussten –, beschrieb eine Affäre, von der er im Grunde seines Herzens seit Jahren wusste. Svetlana White, Dozentin für Slawistik, Davas beste Freundin, war auch ihre Geliebte. Der Roman war nicht weniger als der Beweis dafür, ein wortgewandter, Hunderte Seiten langer Liebesbrief. Svetlana, die Mutter von Naomi, einem Mädchen, das auf seine beiden Söhne einige Faszination ausübte – Svetlana, seit neun Jahren eine feste Größe bei Gartenpartys, Univeranstaltungen, Spendenaktionen der Schule, Familienausflügen zum See –, hatte seine Frau in die erotische Grafomanie getrieben und war, wie es nach der Lektüre dieser Seiten aussah, Davas Leidenschaft mit ihrer eigenen begegnet.